

Als in Winnenden noch der Punk abging

Die Band Normahl dreht einen Film über das Lebensgefühl der 70er und 80er Jahre

WINNENDEN. 30 Jahre ist es her, dass drei Jungs aus Winnenden unter dem Namen Normahl den Punk in die schwäbische Provinz gebracht haben. Nun arbeitet die Band an einem Film über das damalige Lebensgefühl, über Auflehnung, Gewalt, Spaß und Exzesse.

Von Annette Clauß

„Wir haben im Prinzip drei Lieder gehabt“, sagt Gründungsmitglied Lars Besa, und erinnert sich an das erste Normahl-Konzert im Stuttgarter Karls-Gymnasium. „Die haben wir dreimal gespielt und keiner hat's gemerkt, weil sie jedes Mal anders klangen.“ Eine Punkband in Stuttgart – das war damals, 1978, eine kleine Sensation. Dass die Punkrocker ausgerechnet aus einer Kleinstadt wie Winnenden kamen, mag als skurriler Zufall erscheinen – oder auch als logische Konsequenz. Schließlich war Punk die Reaktion auf Spießertum und Kleinstadtmuff, der Aufstand gegen die Obrigkeit.

Genau davon handelt auch der gut 45-minütige Film, für den die Musiker von Normahl an sechs Wochenenden gemeinsam mit jungen Schauspielern der Fernsehserie „Fabrixx“ vor der Kamera standen. Während die Bandmitglieder im Low-Budget-Film in die Rolle der Elterngeneration schlüpfen, zeigen die Jungschauspieler, was es bedeutete, als Punk in der schwäbischen Provinz zu leben: Spaß, Exzesse, Gewalt.

20 bis 30 Punks bildeten damals die Winnender Szene. Eine Lederjacke und zerrissene Jeans – viel mehr brauchte es nicht, um anzuecken. „Die Irokesenfrisur kam erst später“, sagt Besa. Punk, das waren die Sex Pistols, die Ramones und der Traum, nach Berlin zu gehen. Erstens, weil dort die Szene zu Hause war, zweitens, weil man so dem Wehrdienst entgehen konnte. Deshalb favorisiert Besa „Berlin, Berlin“ als Titel für den noch namenlosen Film, den Normahl unter der Regie des Filmakademie-Absolventen Sandro Lang in Winnenden, Leutenbach und Berlin gedreht hat. Im Frühjahr soll er bundesweit in kommunalen Kinos zu sehen sein.

Bei den Dreharbeiten sei alles „ganz offiziell gelaufen“, versichert Besa. Die Stadt Winnenden gab grünes Licht fürs Filmen in diversen Schulgebäuden mit dem typischen 70er-Jahre-Ambiente. In Leutenbach haben die Filmemacher kurzerhand in Eigenregie die Straße gesperrt und dafür nicht mal den Groll der Autofahrer auf sich gezogen. Und der Firma Pfeleiderer durfte die Crew sogar aufs Dach steigen. Auf dem Gelände der Ziegelei befand sich früher das Jugendzentrum im „ersten und wohl auch einzigen besetzten Haus im Rems-Murr-Kreis“. Dort sind sie oben auf dem Dach gehockt, haben über die Welt philosophiert, sind „in beklüftem Zustand“ auf den Backsteinkamin geklettert und hatten ein großes Ziel: „Bloß nicht werden wie die Alten.“

Der Konflikt zwischen den Generationen ist denn auch das Thema des Films, das am Beispiel von Fred und dessen Vater, verkörpert von Lars Besa, verdeutlicht wird. Der Punker und der Elvis-Fan „sind zu verschieden, um miteinander sprechen zu können“.



Das Gebäude der heutigen Ziegelei Pfeleiderer in Winnenden haben Lars Besa und seine Mitstreiter einst als Jugendzentrum besetzt.
Foto Martin Stollberg

In die Rolle der „Alten“ zu schlüpfen habe „verblüffend gut geklappt“, sagt Besa. Zum einen sind er und seine Bandkollegen mittlerweile Mitte 40 und – auch wenn sie den Punk im Herzen tragen – ein bisschen gesetzt. Was sich etwa zeigt, wenn Besa, heute im Hauptberuf Sanitärtechniker, zwischendurch am Telefon „zwei Kupplungen für 17-Millimeter-Fußbodenheizungsrohre Cosmoroll“ bestellt. Zum anderen haben die Männer von Normahl keine Mühen gescheut, um vor der Kamera realistisch rüberzukommen. Sturzbesoffen nach Hause zu torkeln – „das kann vielleicht ein guter Schauspieler darstellen“, so Besa. Der Schlagzeuger Raimund, „Scobo“, Skobowsky, der genau dies in seiner Rolle als betrunkenen Polizist tun musste, hat sich

dafür eigens einen Rausch verpasst. Auch in der Stammtischszene, bei der die Filmemacher drei Kameras auf den Tisch stellten und diese rotieren ließen, waren die schauspielernden Musiker „richtig besoffen“, wie Lars Besa versichert. Kein Wunder, dass es im Film nach dem Drehbuch von Emanuel Brüssau „viele spontane und absurde Dialoge“ gibt. Und zwar oft in breitem Schwäbisch – als Stilmittel, um den Graben zwischen den Alten und den Hochdeutsch sprechenden Jungen zu unterstreichen.

Generationskonflikt hin oder her – am Ende steht die Erkenntnis, dass es nirgends besser oder schlechter ist als anderswo. „Es gibt überall Spießler – in Winnenden genauso wie in Berlin.“